

Meine persönliche Stellungnahme – „Vergebt!“

Paweł Tomczyk spricht mit Priester Wojciech Lemański, Pfarrer an der Kirche der Barmherzigkeit Gottes in Otwock, *Rzeczpospolita*, 9. Juni 2001

Paweł Tomczyk: *„Ich bin ein gläubiger Mensch“, sagten Sie vor kurzem öffentlich – für einen Geistlichen eine ziemlich merkwürdige Aussage.*

Wojciech Lemański: Ich habe das so gesagt, weil ich glaube, daß Gott sich in konkreter Weise in mein Leben einmischt. Während des Symposiums „Sagt die Wahrheit. Juden über Christen, Christen über Juden“ am 9. Mai in Warschau, organisiert von der Redaktion der Zeitschrift *Więź* und dem Polnischen Rat von Christen und Juden erzählte ich von einer ziemlich ungewöhnlichen Erfahrung. Wie jeder Priester spreche ich täglich die Gebete aus dem Brevier. Manchmal bleibt man bei einem Wort hängen und sinnt darüber nach. Mich beschäftigte und bewegte über viele Monate hinweg der Schlußteil des Magnificat: „Er nimmt sich seines Dieners Israel an und denkt an sein Erbarmen, das er unseren Vätern verheißt hat, Abraham und seinen Nachkommen auf ewig.“ Ich begann sogar, mir im Badezimmer mein Gesicht anzuschauen, ob ich nicht zufällig vom Stamm Abrahams bin, aber nein. Angesichts dessen mußte ich mir darüber klarwerden, warum diese Worte in mir immer wiederkehren, oder was Gott von mir erwartet, wenn er mich immer wieder auf diese Worte aufmerksam macht. Das war noch in Weißrußland, sieben Jahre lang war ich dort Priester in Świr, auf den ehemaligen Gütern der Fürsten von Świr.

War das eine polnische Pfarrei?

Ich mag diese Frage nicht, obwohl ich sie sehr oft höre. Einmal kamen Leute aus der Wspólnota Polska (Gemeinschaft Polen, Organisation für die im Ausland lebenden Polen) mit einem Transport voller Geschenke zu mir. Schon auf der Schwelle versicherten sie: „Das ist bitte nur für polnische Kinder, Herr Pfarrer.“ „Dann nehmt es wieder mit zurück!“ „Warum?!“, fragten sie ärgerlich. „Weil ich hier keine polnischen, sondern einfach Kinder habe.“ Dort war niemand hungrig oder arm, weil er Pole war. In Świr gab es einen überwachsenen jüdischen Friedhof, den ich nur unter Schwierigkeiten entdeckt hatte. Das erste Mal im Leben sah ich einen Kirkut [Eine im Polnischen geläufige, aus dem Hebräischen kommende Bezeichnung für den jüdischen Friedhof.] Wir hatten damals den Altgläubigen geholfen, ihre orthodoxe Kirche wieder aufzubauen. Ich dachte also, daß wir bei Gelegenheit diesen Friedhof einfrieden werden. Weil das doch eine Spur der Menschen ist, die einmal dort waren. Ich wandte mich sogar an die Stiftung der Familie Nissenbaum, um ihnen von diesem Kirkut zu erzählen. Sie waren nicht daran interessiert, was mich ein wenig erstaunte. Ich hörte auf, mich zu wundern, als ich die jüdischen Friedhöfe in Karczew und Otwock sah. Sie waren in Müllhalden umfunktioniert, zweifellos von den Leuten vergessen. Im Vergleich dazu befindet sich jener in einem idealen Zustand.

Ehrlich gesagt wundert solches Interesse eines katholischen Priesters an einem jüdischen Friedhof in unserem Land sicher nicht nur Juden.

Ich denke, daß für mich als katholischen Priester diese Friedhöfe eine Herausforderung sind. Die Menschen lebten einst hier, und auf dieses Fleckchen Erde kamen sie aus Gottes Hand. Gott, der den Menschen geschaffen hat, hat gleichermaßen Griechen, Polen, Russen, Juden, Deutsche und Papua geschaffen. In der hunderte Seiten zählenden Geschichte von Otwock fand ich über die Otwocker Juden alles in allem eine halbe Seite. Aber hier war doch eines der größten Ghettos in Polen. Ich habe das aus dem Buch „Bin ich ein Mörder?“ von Calel Perechodnik erfahren, einem jüdischen Polizisten im Ghetto von Otwock.

Wie sieht in Ihrer Gemeinde der Tag des Judentums aus, der im Januar begangen wird?

Ehrlich gesagt, habe ich den Tag bislang ähnlich wie den Tag des Feuerwehrmanns nicht begangen – ich habe in der Gemeinde keine Feuerwehr. Das ist so eine Routine. Erst unter dem Einfluß des Buches von Perechodnik wurde mir bewußt, daß ich vielleicht heute keine Juden auf dem Gebiet meiner Pfarrgemeinde habe, aber daß sie früher hier waren. Es gab ein Ghetto, aus dem plötzlich zehntausende Menschen verschwanden. Ich denke nicht, daß wir

bis ans Ende des Lebens für sie Trauer tragen müssen, aber wir haben nicht das Recht, sie zu vergessen. Insbesondere weil sich im nächsten Jahr die Liquidierung dieses Ghettos zum sechzigsten Mal jährt.

Befürchten Sie nicht Widerstand in der Bevölkerung, unter den Gemeindemitgliedern?

Ich denke, die Haltung der Gesellschaft gegenüber den Juden ist auch davon beeinflusst, wie die Priester die Juden sehen, wie die Bischöfe über sie reden, was für eine Atmosphäre in den Medien geschaffen wird.

Wie beurteilen Sie diese Haltung?

Antisemitismus ist ein etwas starkes Wort, aber die Abneigung scheint noch immer verbreitet zu sein. Das ist weniger das Ergebnis historischer Ereignisse als ein innerer Komplex. Das ist so, als ob alle Juden in Polen sich auf einmal zum Flughafen begäben und sagten: „OK! Wenn ihr uns nicht wollt, dann gehen wir eben. Wir packen unsere Sachen, prüfen auf der Liste, ob tatsächlich alle da sind und adieu!“ Schon am nächsten Morgen fänden wir diejenigen, die nicht ausgereist sind. Und als nächstes würden wir Zigeuner, Rumänen und Bulgaren suchen, später die „Linken“ oder die „Rechten“. Wir müssen lernen, mit Menschen zu leben, die anders denken als wir, die eine andere Musik mögen, die einen anderen Glauben haben, sich anders anziehen, die Schlitzaugen haben oder eine andere Hautfarbe.

Vor nicht allzu langer Zeit erregte ein Heiliges Grab in der Danziger Brigittenkirche die Gemüter [hergerichtet von Pfarrer Henryk Jankowski, der bereits öfter durch seinen Antisemitismus Aufsehen erregt hat]. Es hatte mit der Tragödie von Jedwabne zu tun, u.a. wegen der Inschrift, „die Juden haben Herrn Jesus Christus und die Propheten ermordet und uns ebenso verfolgt“.

Diese Losung wäre vor drei Jahren lediglich ein typischer Satz von Priester Jankowski gewesen und hätte mich nicht besonders gewundert. Es ist mir klar, daß solche Ansichten unter uns sicher noch lange existieren werden. Jemand saß im Gefängnis und ein Staatssicherheitsmann, ausgerechnet ein Jude, folterte ihn. Ähnlich wie sich jemand nach den Erlebnissen während der Besatzung schlecht fühlt, wenn er einen anderen deutsch sprechen hört. Vielleicht hat Priester Jankowski schmerzliche Erfahrungen dieser Art mit Juden, aber das ist seine Sache. Würde ich selbst als Priester von irgendwelchen konkreten Juden geohrfeigt oder bestohlen, dann ginge ich damit vor Gericht. Aber ich würde nicht von der Kanzel herab erzählen, alle Juden hätten mir oder gar „uns“ Schaden zugefügt. Heute, im Kontext der Jedwabner Scheune, würde dieser Satz genau folgendermaßen lauten: „Da habt ihr, was ihr verdient. Das stand euch zu!“ Das wäre der letzte Kommentar zum Verbrechen in Jedwabne, den ich in irgendeiner polnischen Kirche erwarte.

Das Heilige Grab in Ihrer Kirche hatte auch mit dem Verbrechen in Jedwabne zu tun. Christus lag unter verbrannten Scheunenbrettern. Aber die Inschrift war eine andere: „Vergebt!“

Das war eine aus einem Heft herausgerissene Seite, auf die ich dieses Wort geschrieben hatte. Ich tat das unter dem Eindruck eines Filmberichts über die Einweihung der Soldatenfriedhöfe in Katyń [1940 ermordete der NKWD in Katyń mehrere tausend gefangene polnische Offiziere.]. Ich sah Russen, die Zettel hielten, auf denen mit der Hand geschrieben stand: „Paljaki prastitie“ (Polen vergebt!). Das war ihr Kommentar.

Warum haben Sie nicht „Vergebt uns!“ geschrieben?

Das war kein Imperativ, sondern nur meine persönliche Stellungnahme. Die Aufdeckung dieses Verbrechens verändert etwas in unserem Land. Vielleicht kommen einige Antisemiten hinzu, aber es werden auch viele Menschen zum Nachdenken gezwungen. Aber wenn diese Polen nicht nur von den Deutschen aufgewiegelt wurden, sondern es von sich aus taten? Ein sensibler Mensch verdächtigt sich selbst, daß auch er auf der Seite des Bösen hätte stehen können. Die Tatsache, daß ich Katholik bin, bewahrt mich ganz und gar nicht davor, den Einflüsterungen des Bösen zu erliegen. Ich habe einmal die Worte eines jugoslawischen Liedes gehört: „Unter den Bekennern eines jeden Glaubens gibt es Täter und Opfer!“ Ich denke, daß sich unter den Juden so mancher Schurke befand, wie es auch unter den Polen so manchen Schurken gab. Es gibt Menschen, an die sich gern jeder angeschlossen und sagte: „Seht, ich gehöre auch zu diesem Volk“. Und es gibt solche, bei denen wir uns nicht daran erinnern wollen, daß

wir mit ihnen auf einer Kirchenbank gesessen haben. Aber wir haben doch dort gesessen. Schon der Titel des Buches von Gross hat mich bewegt. Ich dachte nach, wie ich mich verhalten hätte, wenn ich dort plötzlich gehört hätte: „Hört mal her, heute schlagen wir die Juden“ oder „Ab morgen werdet ihr euch nicht mehr beim Großvater drängeln, weil die Wohnung da frei sein wird.“ Wäre ich als Achtzehn- oder auch als Fünfzigjähriger in der Lage, mich zu widersetzen, wenn ich derlei Vorfälle in der Nachbarschaft sähe, solche Predigten hörte?

Was für Predigten?

Ich glaube fest daran, daß die Priester dazu nicht angestiftet haben. Aber da ist noch etwas anderes. Bitte glauben Sie mir, wenn ich heute in den Briefen des Heiligen Paulus die Worte „Juden..., ich sagte zu den Juden...“ lese, fühle ich ein inneres Unbehagen. Erst einen Moment später fällt mir ein, daß das doch der Heilige Paulus schreibt, der selbst Jude ist und dem in besonderem Maße an den Juden gelegen ist. Wenn dieselben Briefe damals verlesen worden sind, müssen sie eine Atmosphäre vielleicht nicht von Feindseligkeit, aber von Widerwillen hervorgehoben haben. Daß ein Jude ein Ungläubiger war, einer, der Verratspläne gegen Jesus schmiedete. Gleichzeitig ist aber Christus auch Jude, er verleugnet sein Volk nicht. Er hält die Bräuche ein, ist beschnitten, pilgert zum Tempel. Eigentlich wäre zur Wiederherstellung der Wertschätzung dieses Volkes angebracht, wenn wir heute beim Lesen des Evangeliums dem Namen das Wort „Jude“ hinzufügen würden: „Der Jude Paulus sprach zu anderen Juden..., der Jude Jesus..., der Jude Joseph...“.

Die Verbrechen in Jedwabne rechtfertigt keiner mit der Tatsache des jüdischen Gottesmordes, hingegen gibt es Versuche, sie als Vergeltung für die Kollaboration von Juden mit dem NKWD zu erklären.

In einem der Filmberichte trat eine Frau auf, die damals ein junges Mädchen war. Sie sagte, am nächsten Tag sei sie in dieser Scheune gewesen und dort hätte es bestimmt nicht 1.600 Menschen gegeben. „Aber es gab sehr viele Kinder“, sagte sie. Dann frage ich: Konnten Kinder Kollaborateure sein? Konnten Säuglinge Listen für die Deportationen nach Sibirien schreiben? Wenn dort auch nur ein einziger Säugling ermordet worden ist und wenn unter den Tätern Polen waren, dann ist das schon Grund genug, den Mund zu schließen und keine Rechtfertigungen zu suchen, daß die Juden das verdient hätten, weil sie nach dem Krieg für den Staatssicherheitsdienst arbeiteten.

Ich muß zugeben, daß mich, bei aller Hochachtung für Sie, Herr Pfarrer, die Teilnahme eines normalen Warschauer Vorstadtpriesters an dem ziemlich elitären Symposium, von dem am Anfang die Rede war, etwas verwundert hat. Wir haben uns daran gewöhnt, daß wir für die schwierigen polnisch-jüdischen Angelegenheiten spezialisierte Priester, Professoren, Gelehrte, Bischöfe haben.

Ich habe mich ein bißchen gewundert als ich die Einladung erhielt, aber weil ich schon im Priesterseminar an ökumenischen Begegnungen teilgenommen hatte, ging ich dahin. Und mit offenem Mund hörte ich dem zu, was dort gesagt wurde. Ich hörte plötzlich Juden, die über die Christen, über die katholische Kirche positiv sprachen. Und nicht als Mitbewohner desselben Landstrichs, nicht als Leidensgenossen, sondern als fromme Juden haben sie eine gute Meinung über fromme Christen. Es stellte sich heraus, daß wir für sie keine Häretiker, keine Götzendiener sind, die der Synagoge den Rücken gekehrt haben. Ich hörte dort auch die acht Thesen der Deklaration „Dabru emet“, die im Herbst von 170 jüdischen Intellektuellen und Rabbinern in den Vereinigten Staaten veröffentlicht wurde. Dort hieß es unter anderem, dank der Christen sei im Namen Gottes in den letzten zweitausend Jahren in die ganze Welt getragen worden, daß wir eine gemeinsames Buch haben, die gleichen moralischen Grundsätze.

Besonders erstaunlich und ungewöhnlich war für mich die These, der Nazismus sei nicht unbedingt eine Frucht des Christentums. Was heißt das? Daß nicht das Christentum den Nationalsozialismus hervorgebracht hat? Wir sehen den Nazismus mit den Augen des Heiligen Maximilian Kolbe, der Priester und Bischöfe, die in Dachau ermordet wurden, der gefolterten Ordensschwwestern. Wir sagen von ihnen, daß sie für den Glauben gestorben seien, für unseren Glauben, den christlichen. Wie kann man also sagen, daß die Nazis auf dem Boden des Christentums erwachsen und eben deshalb die Juden vernichteten?! Wenn wir also hören, daß eine Gruppe von Juden das Christentum nicht beschuldigt, an der Entstehung des Nazismus schuld zu sein, dann wird uns gleichzeitig bewußt, daß sehr viele andere davon überzeugt sind, daß es ohne die christliche Lehre der Verachtung für die Juden und die Synagoge keinen Nazismus gegeben hätte.

Kommen wir auf das Ostergrab zurück. Die Aufschrift „Vergebt!“ enthält keine Bedingungen?

Das Evangelium gibt mir nicht das Recht, Bedingungen zu stellen. Es sagt sogar: Tut Gutes denen, die euch verfolgen, betet für die, die euch verhöhnen, denen ihr nichts geltet. Es war nicht ganz klar, woher die Bitte um Vergebung kam. Ich hörte von der Initiative des Präsidenten und des Ministerpräsidenten. Ich hörte die Worte des Primas, ich hörte die Informationen über die Konferenz im Episkopat, doch erinnere ich mich nicht daran, daß jemand von der jüdischen Seite gesagt hätte: „Entschuldigt Euch bei uns!“. Wenn sich in uns ein solches Bedürfnis zur Entschuldigung entwickelt hat, dann ist das vielleicht die in unser Gewissen dringende Stimme der Verbrecher, die nicht ins Fegefeuer gelangen können. Vielleicht sollten wir für sie beten, natürlich wie für Verbrecher.

Während der Konferenz sagten Sie unter anderem: „Gott hat mich nicht deshalb gemahnt, damit ich ein Heiliges Grab errichte.“ Was meinten Sie damit?

Ich antworte Ihnen so: Eine Fotoreporterin von *Więź*, die bereits nach den Feiertagen kam, um Bilder zu machen, betrachtete das Grab und fragte: „Sagen Sie mir bitte, Herr Pfarrer, wo lag denn Christus?“ Ich erwiderte: „Er liegt dort immer noch, nur sieht man ihn fast nicht.“ Es war wirklich schwer, Jesus zwischen den verbrannten Brettern der Scheune zu erkennen.

Aus dem Polnischen von Uta Schorlemmer